



Die glitzernden Splitter werden mit Teppichen aufgefangen: Goldförderung in Shabunda. Foto: Alex Kopp

Goldrausch im Kongo

In Flüssen werden im Jahr über 7 Tonnen Gold illegal gefördert. Rebellengruppen verdienen mit, und Politiker, Beamte und Militärs haben selber Flosse zum Abbau.

Alex Kopp

Goma

Plamedi steht in Siegerpose auf dem Floss, um sich Mut zu machen, bevor er in den braunen Fluss hinabsteigt. Er ist der Held der 25-köpfigen Crew, denn seine Arbeit ist die gefährlichste. Mit einem pumpenbetriebenen Schlauch saugt der Taucher loses Kies und Sand in bis zu 12 Metern Tiefe an. Im Schnitt stirbt in Shabunda ein Taucher pro Monat, meist weil er sich im Dunkel des trüben Gewässers so in das Flussbett eingräbt, dass ausgehöhlte Sedimentmassen über ihm zusammenbrechen und ihn zuschütten. Das angesaugte Geröll wird auf dem Floss über eine Waschrinne befördert, wobei der mit Goldsplittern gespickte feine Sand in darauf platzierten Teppichen liegen bleibt.

Bereits 175 von den selbst gebauten Gefährten sind inzwischen auf den Flüssen des kaum zugänglichen Territoriums Shabunda im Osten Kongos auf Goldsuche. Die so geförderte Menge ist beträchtlich. Über 7 Tonnen Gold holen die Drauges genannten Flösse pro Jahr aus dem Fluss Ulini, so die Schätzung einer regionalen Koalition von NGO namens Cosoc. Dies entspricht fast der Menge der im ersten Halbjahr 2014 offiziell aus dem rohstoffreichen Land exportierten Goldmenge. Doch die legal exportierte Menge entspricht nur einem Bruchteil des im Kongo geförderten Golds. Die UNO schätzt, dass 98 Prozent des im Kleinbergbau geförderten Golds die Grenzen der Demokratischen Republik Kongo illegal passiert.

Gefährliche Dämpfe

Plamedis Leute amalgamieren die kleinen Goldsplitter mit Quecksilber zu silbrigen Klumpen, welche sie erhitzten. Zurück bleibt das Rohgold. Das ist eine vielerorts übliche, aber nach kongolesischer Gesetzgebung illegale Praxis im Kleinbergbau. Die meisten der Goldsucher wissen nicht um die Gesundheits- und Umweltgefahren von Quecksilber: Sie berühren das giftige Metall mit blassen Händen und atmen dessen Dämpfe ein. Über eine Tonne Quecksilber wird pro Monat verbraucht, und es ist zu vermuten, dass einiges davon auch in den Fluss und somit in die Nahrungskette der Anwohner gerät.

Eigentlich wäre die staatliche Behörde Saesscam dafür zuständig, die Bergarbeiter über solche Gefahren zu informieren. Doch die meisten Bergleute können sich nicht erinnern, dass sie schon einmal an einer Ausbildung von Saesscam teilgenommen oder gar Arbeitsgeräte erhalten hätten. Trotzdem ist die Behörde allen ein Begriff, denn sie bekommen täglich Besuch von deren Beamten. Zuverlässig kommt vor dem Eindunkeln ein Agent, um 10 Prozent der Produktion einzuhimsen, gerne in Begleitung von bewaffneten Soldaten, so dass sich langwierige Diskussionen erübrigen, die sich aus der Tatsache ergeben könnten, dass für die Steuerpraxis keine Gesetzesgrundlage besteht.

Die kongolesische Bevölkerung kennt ihren Staat in erster Linie als Ausbeuter, vor dem es sich möglichst zu ducken gilt. Längst hat sich der Goldrausch in Shabunda auch in der Provinzhauptstadt Bukavu herumgesprochen. Eine Aufzählung der geschäftstüchtigen Persönlichkeiten, die in der Folge Mittelsmänner engagiert haben, um für sie nach Gold zu tauchen, liest sich wie ein Who is Who der bedeutendsten Politiker, Armeeangehörigen und Chefbeamten der Millionenstadt. Entsprechend haben die Entscheidungsträger wenig Interesse, an der Situation etwas zu ändern.

Export über Dubai

In Bukavu stellen sie sicher, dass das aus Shabunda ausgeflogene Gold über die östlichen Nachbarländer seinen Weg nach Dubai findet, wo die Kontrollen besonders lasch sind. Verschmolzen mit Gold anderer Herkunft, gilt es nunmehr als konfliktfrei und dürfte so auch in die Schweiz gelangen. Die Schweiz ist eines der wichtigsten Exportländer für Gold aus den Vereinigten Arabischen Emiraten. Die Hintermänner in Bukavu haben kaum Sanktionen zu fürchten, denn fast jeder in Bukavu, der dem illegalen Rohstoffhandel einen Riegel schieben könnte, ist selber beteiligt.

Auch eine chinesische Firma namens Kunhou Mining Group hat vom Goldrausch Wind bekommen und sich mit vier industriell betriebenen Schwimmbaggern in einer besonders produktiven Zone niedergelassen. Dass die Rebellengruppe Raia Mutomboki das Gebiet kontrolliert, bedeutet für die Firma nur eine kleine Hürde. Die interkulturellen Kommunikationsprobleme konnten sie dank Schmiergeldern rasch überwinden.

Die Raia Mutomboki ist eine von vielen ostkongolesischen Rebellengruppen, die sich als eine Art Bürgerwehr formiert hat, um die lokale Bevölkerung vor Übergriffen der kongolesischen Armee oder andern bewaffneten Gruppen zu schützen. Zunächst fand die Raia Mutomboki grosse Unterstützung bei den traditionellen Chefs und der Bevölkerung, sie hat sich aber immer deutlicher zu einer brutalen Miliz gewandelt, die die lokale Bevölkerung terrorisiert und Hunderte von Zivilisten getötet hat.

Dies hinderte allerdings die Provinzregierung in Bukavu nicht daran, im Sep-

tember letzten Jahres eine hochrangige Delegation nach Shabunda zu schicken, um die chinesische Firma feierlich zu begrüßen und deren Extraktionsaktivitäten im Feindesland mit dem Zerschneiden des weißen Bandes offiziell zu eröffnen. Noch weniger Berührungsängste gegenüber der Rebellengruppe zeigt die lokale Vertretung des Minenministeriums in Shabunda, die mit der Raia Mutomboki aushandelt, wer wie viel Steuern erhebt. Der Staatsdienst Saesscam lässt die Rebellen im besetzten Gebiet gar für sich Steuern einziehen.

Bei vielen Konfliktherden im Osten Kongos geht es schon seit langem zuallererst um den Zugang zu Rohstoffen. Das Beispiel Shabunda zeigt, dass sich nach Jahren des Blutvergiessens zwischen den Konfliktparteien Kooperationen eingestellt haben. Ob abgesprochen oder in unausgesprochener Übereinkunft: Militärs und Rebellengruppen teilen Minen unter sich auf oder arbeiten gar Seite an Seite in der gleichen Mine. Rebellen, hohe Militärs sowie Politiker und Chefbeamte finden sich im gleichen mafiosen Netzwerk wieder, dessen Fraktionen sich je nach Interessen- und Machtkonstellation konkurrieren oder unterstützen.

Dass sich so ein stabiles Gleichgewicht einstellt, ist zu bezweifeln, bedenkt man, dass Konfliktursachen um ethnische Identität und Landnutzung weitgehend ungelöst sind und der Kauf von Waffen leicht bleibt. Klar ist jedoch, dass bei den Deals, durch die sich die Mächtigen ihren Anteil am Reichtum sichern, das Gros der Bevölkerung auf der Strecke bleibt.

Eine Meute mit Macheten

Doch die Bewohner Shabundas schauen dem kriminellen Treiben um ihren Fluss nicht mehr unbeteiligt zu. Der Unmut der Bevölkerung ist übergeschwängt, als der Körper eines kongolesischen Angestellten der chinesischen Firma ohne Kopf und Geschlecht in einem Plastiksack aufgefunden wurde. Laut Gerüchten, die schwer überprüfbar sind, liess die chinesische Firma den Mitarbeiter umbringen, weil er Gold gestohlen habe. Mit Macheten bewaffnet, hat eine Meute das Gelände der Firma gestürmt, so dass die Angestellten bei der Armee Zuflucht suchen mussten. Ein paar Tage später haben die erbosten Bewohner den höchsten staatlichen Vertreter in Shabunda vertrieben.

Schweiz Drehscheibe beim Gold

2014 hat die Schweiz 2243 Tonnen Rohgold importiert. Dies entspricht der Hälfte dessen, was gemäss dem World Gold Council weltweit in den Minen gefördert respektive aus dem Altgoldrecycling gewonnen wurde. Direkt aus dem Kongo wird kaum Gold in die Schweiz importiert: Im laufenden Jahr waren es gerade einmal 2 Kilogramm. Falls Gold aus dem Osten Kongos in die Schweizer Raffinerien gelangt, tut es dies über andere Länder wie etwa die Vereinigten Arabischen Emirate. Die Schweizer Goldraffinerien wie Metalor und Argor Heraeus werden häufig von Menschenrechtsorganisationen kritisiert. (rj)



TA-Grafik mrue